

KONRAD PFAFF

HISTORIE SPRACHE

DIE ENTSTEHUNG DER MENSCHLICHEN SPRACHE

Es lohnt sich, glaube ich, einmal etwas ausführlicher über den Ursprung menschlicher Sprache überhaupt nachzudenken. Was geschah, und warum, als vor Zeiten bei unseren Vorfahren die Stummheit aufbrach und sie über Jahrhunderttausende hinweg Laute, Worte und Sprache entwickelten?

Die Menschheitsgeschichte beginnt im Pliozän, vor ca. Dreimillionen Jahren, mit den sog. Australopitheciden, die als erste Säugetiere auf zwei Beinen gingen und deren Gehirn sich in vergleichsweise außerordentlich kurzer Zeit enorm entwickelte. Der Grund dafür sind die gewaltigen Klimaveränderungen am Beginn der Eiszeit, die eine rasche Anpassung erforderten, um das Überleben zu sichern. Mit dem Zurückweichen der Waldgebiete verloren diese ursprünglichen Baumbewohner ihren Lebensraum und wurden so in der Savanne, an die sie nicht angepasst waren, leichte Beute von fleischfressenden Raubtieren. Ihnen blieben nur zwei Möglichkeiten, wenn sie überleben wollten: sich mehr Muskeln zuzulegen, um sich verteidigen zu können oder ihr Gehirn, ihre Intelligenz zu entwickeln. Und dies geschieht jetzt, der homo erectus, der vor etwa 1,3 Millionen Jahren lebte, hat das Gehirn um fast die Hälfte vergrößert. Diese Jäger und Sammler lebten in Gruppen zusammen, konnten spezielle Steinwerkzeuge für unterschiedliche Tätigkeiten herstellen, und sie hatten den Gebrauch des Feuers erlernt.

Es ist eigentlich schwer vorstellbar, wie sich diese Fähigkeiten ohne eine gewisse sprachliche Organisation hätten entwickeln können – zumindest in Form differenzierter Lautartikulation. Und tatsächlich bildeten sich in der linken Hemisphäre der Großhirnrinde des homo erectus langsam das sog. Broca'sche und Wernicke'sche Zentrum aus, die mit dem Sprachvermögen zusammenhängen.

Auf der nächsten Entwicklungsstufe finden sich dann im mittleren Paläolithikum, vor ca. 500 000 Jahren, erstmals Skelette von Menschen, die eindeutig bestattet wurden, und zwar mit Grabbeigaben: das erste solcher Sklette hat man 1856 im Neandertal bei Düsseldorf entdeckt. Dieser homo sapiens neandertalensis ist im Alter von etwa vierzig Jahren gestorben. Er war also ein Greis. Er hatte mehrere verheilte Schädelverletzungen, Arthritis und einen steifen linken Arm; sein Grab enthielt etliche Grabbeigaben. Alle später entdeckten Fundstätten von „Neandertalern“, darunter sogar regelrechte Friedhöfe, zeigen ähnliche Befunde. Das heißt also: der homo sapiens lebte in einer kleinen Gruppe, die für die alten, kranken und schwachen Mitglieder sorgte, und die Grabbeigaben lassen wohl sogar darauf schließen, dass diese Menschen ein Bewusstsein vom Tod hatten, vielleicht sogar an eine irgendwie geartete Existenz nach dem Tod dachten.

Auf jeden Fall verfügte der homo sapiens über eindeutig abstrahierende bzw. sogar symbolisierende Denkfunktionen. Symbole zu finden, Vorstellungen zu Begriffen umzuformen, ist aber genau das, was Sprache ermöglicht - oder umgekehrt sogar voraussetzt.

Auf einer weiteren (und stammesgeschichtlich bis heute letzten) Stufe der Menschheitsentwicklung finden wir dann gegen Ende der Eiszeit, im Jungpaläolithikum, vor ca. 30 000 bis 35 000 Jahren, die ersten figürlichen Darstellungen in den bekannten Höhlenmalereien von Altamira, El Castillo, Lascaux, Cro-Magnon und an vielen anderen Orten in Nordspanien und Südfrankreich. Die Paläontologen sind sich einig, dass deren Ursprung nicht, wie man zunächst annehmen könnte, in der naiven Darstellung der Wirklichkeit liegt, sondern Ausdruck einer abstrakt-symbolischen Umsetzung der Realität ist.

Die Darstellungen sind nicht abbildende Gemälde, sondern Mythogramme, hinter denen sich eine komplexe geistige Deutung der sinnlich erfahrbaren Welt verbirgt. Insofern ist es wohl auch unbezweifelbar, dass der homo sapiens - so nennt man ihn nun - über eine voll entwickelte menschliche Symbolsprache verfügt haben muss, die sicher nicht mehr nur aus einzelnen Lauten oder Wörtern, sondern aus differenzierten sprachlichen Syntagmen, „Satzgebilden“ bestand.

Der Ursprung der menschlichen Sprache liegt nicht im rein pragmatischen Bedürfnis nach Kommunikation, etwa zur besseren Koordinierung von gemeinsamen Jagdunternehmungen oder zur Sicherung der Gruppe nach innen oder außen; das gibt es überall in der Tierwelt. Nein, der Ursprung der Sprache liegt in einer Welt-erfahrung und Weltdeutung, die ich als - im weitesten Sinne – „religiös“ bezeichnen möchte. Erster Ansatzpunkt einer solchen Weltdeutung ist – und das war es schon beim Neandertaler – das Bewusstsein vom eigenen Tod. Wo Welterfahrung dieser Art (Grenzerfahrungen) verarbeitet und in Rituale und Kulte (etwa Bestattungsriten) umgesetzt werden, da beginnt menschliche Sprache.

Aus diesem Blickwinkel ist die Theorie des Sprachforschers J. Donovan nur einleuchtend, dass sich die Sprache aus zweckfreiem symbolisierendem Tanz und aus begleitenden Gesängen entwickelt habe: bestimmte Ereignisse von hoher emotionaler Bedeutsamkeit (etwa eine erfolgreiche Jagd oder der Tod eines Gruppenmitglieds) wurden von unterschiedlichen Tanzformen und Gesängen begleitet und mit der Zeit so formalisiert, dass sie später auch ohne das Erlebnis selbst die Erinnerung daran wachrufen und gegenwärtig gemacht haben.

Vor der Entstehung der Sprache, die sich rational in begrifflichen Sachverhalten artikuliert, die die Dinge der Welt objektiv benennt, steht das subjektive Erleben, das Gefühl, das sich spontan und frei, unmittelbar in Tanz und Gesang, Ekstase und Akklamation ausdrückt. Ohne solche emotionalen Grundierungen ist ursprüngliches, wesentliches Sprechen nicht möglich. Und Erfahrungen solcher Art haben zweifellos religiöse Qualität. Das bezeugen übrigens auch die alten Gottesnamen, die ja keine Namen im eigentlichen Sinne sind, sondern oftmals rein ekstatische Akklamationen: Der alttestamentliche Gottesname „Jahwe“ etwa leitet sich aus dem Ruf „Jo“ oder „Johu“ ab, was Martin Buber daher auch nur mit „Oh Er“ übersetzt.

Etwas letztlich undefinierbares und unbegreifliches schlägt die Menschen so in Bann, dass sie dieses Empfinden von etwas Heiligem und Absolutem buchstäblich zum Klingen bringen wollen. Der biblische Satz „im Anfang war das Wort“ ist ein später Reflex auf diese Erfahrung und meint mit „Wort“ eigentlich etwas viel Ursprünglicheres als einen logisch fest umrissenen Begriff. Die alten Ägypter nannten dieses primäre Element ein Lachen oder den Schrei des Gottes Thot; und sie glaubten, dass der Sitz der menschlichen Seele in der Zunge liege: die Zunge sei das Steuerruder, mit dem der Mensch seinen Weg durch die Welt bestimmt.

Die vedische Tradition, also die Überlieferung der heiligen Schriften der Inder, spricht von einem Ton oder Klang, aus dem die Welt entstammt und sieht die Aufgabe des Menschen darin, in diesen mystischen Urton des Kosmos singend und tanzend einzustimmen. Die ältesten gesungenen Hymnen aus der Rigveda, etwa 1200 v. Chr. entstanden, bestehen interessanterweise nicht aus logischen Sätzen, sondern nur aus mystischen Silben. Die reinste Silbe, OM, bezeichnet den Urklang selbst; sie „richtig“ singen zu können, ist das höchste Ziel des Brahmanen: „In Gestalt des Lautes OM steigt jene Kraft, die den Weltenraum durchdringt, mit dem Odem empor und verbreitet sich wie der emporsteigende Rauch weiter und weiter, bis sie..., schnell wie der Gedanke des Meditierenden, das Universum durchdringt“. Dem aber, „der diese Silbe richtig zu singen vermag, ist unendliche Kraft gegeben“, heißt es in den Upanishaden, der ältesten indischen Weisheitsliteratur. Nicht die logische Begrifflichkeit der Sprache, sondern das mystische „Stammeln“ der Meditation ist also in dieser Anschauung das erste und daher wesentlichste Ausdrucksmittel menschlichen Geistes.

In der griechischen Mythologie schließlich sind es die singenden und tanzenden Musen, die die Menschen lehren, es ihnen gleichzutun; nur in einem „mysischen“ Verhältnis zur Welt, in zweckfreier, staunender Offenheit offenbart sich dem Menschen das Wesen der Dinge: das Staunen war für Aristoteles der Beginn aller Philosophie. Sprache ist auch für die alten Griechen ursprünglich nicht ein analysierendes Begreifenwollen, Aktion, sondern Reaktion, Antwort, symbolischer Ausdruck von etwas, das man zuvor erlebt, erfühlt und empfangen hat.

DIE VERBINDUNG VON SPRACHE- UND MUSIK-ERLERNEN

Wir haben zu unterscheiden gelernt zwischen Mythos und Logos, zwischen rationalem Denken und irrationalen Empfinden. Sprache ist eine klare Funktion des Intellekts, denken wir, Musik eine wenig greifbare Äußerung des Gefühls. Zwischen beiden Welten bestehe keine Verbindung.

Dass es sich ursprünglich eher nicht so verhält, zeigt sich ganz offensichtlich darin, dass Kleinkinder ihre sprachlichen Fähigkeiten über den angeborenen Lallinstinkt erwerben. Das unartikulierte Lallen und Brabbeln des Säuglings enthält bereits alle musikalisch-prosodischen Elemente wie Melodik, Betonung, Rhyth-

mus, Tonhöhe und Tempo, die später auch die geformte Sprache bestimmen, wobei insbesondere das Gefühl für Rhythmus schon vorgeburtlich durch die Herzschläge der Mutter geprägt wird.

Aus der Sprachheilkunde wissen wir, dass Aphasiker, die z. B. infolge eines Schlaganfalls ihr Sprechvermögen verloren, das Sprechen oftmals wieder erlernen können, indem sie die Melodien ihrer Lieblingslieder zunächst rhythmisch summen und dabei ihren Gefühlen über die Körpersprache Ausdruck geben. Nach und nach gelingt es ihnen, über die musikalischen Elemente der Sprache wie in einem archaisch-mystischen Sprechgesang Vokale, Wörter und Sätze zu formen.

Stotterer, die als Kind vielleicht unter dem traumatischen Zwang, sich sprachlich klar zu artikulieren, so litten, dass sie schließlich kein Wort mehr unverkrampft über die Zunge bringen konnten, sind sehr wohl in der Lage, zu singen. Im Fluss der Musik versinkt ihre Sprechangst. Die Wellen der Melodien tragen ihren Atem, der sich hier in einem angstfreien Raum, ohne den sozialen Druck mitteilen und plötzlich hemmungslos dahinströmen kann.

Musik und Gesang erlauben es dem Menschen, aus der Stummheit, aus der Isolation der Sprachlosigkeit auszubrechen und hinein- oder wieder zurückzufinden in die Lebendigkeit der Sprache. Umgekehrt müssten wir dann aber auch denken: damit wir die sprachliche Fähigkeit des Austauschs mit den Menschen, aber auch mit der Natur nicht verlieren, müsste unser Reden selbst in seiner Grundtendenz eben so gesangnah, so musikalisch, so zweckfrei poetisch sein. Aber es scheint, dass es das immer weniger ist. Sprache ist in unserem Denken ein zweckgebundenes Mittel; sie dient einzig dazu, die Welt zu begreifen und sich den Mitmenschen gegenüber verständlich zu machen. Kommunikation, verstanden als das lebendige Wechselspiel von Wort und Antwort, ist zwar pragmatisch sinnvoll, aber - wie wir gesehen haben - „nur“ eine abgeleitete, nicht ursprüngliche Form menschlicher Rede. Was Sprache am Anfang war, staunend-ergriffenes Stammeln, ohne unmittelbaren Zweck und ohne Absicht, nennen wir heute, wo es uns noch begegnet, etwa in der Dichtung, nur allzu leicht zwecklos; und meinen damit: sinnlos. Und selbst im Dialog erkennen wir den Gesprächspartner nur noch selten als echten Partner, sondern eher als Impulsgeber für das eigene monologisierende „Gerede“. Menschen, die so sprechen, empfinden den anderen aber im Grunde als Konkurrenten, dem man sich als geistig überlegen präsentieren muss, weshalb die Sprache als bloßes Instrument der Macht und Herrschaft missbraucht wird. Es ist daher auch eine Sprache, die nicht Ausdruck des eigenen Denkens ist, sondern ständige Reproduktion vorgegebener, erlernter, vom Kollektiv abgesicherter Redensarten. Als solche ist sie ohne jedes echte authentische Gefühl und rein abstrakt.

Vor dem Hintergrund meiner Enttäuschung über die Gefühllosigkeit der Sprache, die ich so oft hören und erdulden musste, wollte ich eigentlich nur für eine andere, bewusstere Art des Sprechens werben; ein Sprechen, das aus Wort und Antwort

besteht, das teilnimmt und sich mitteilt; ein Sprechen, das „erschwiegen“ ist, oder einfacher: das den Mut hat, auch einmal den Mund zu halten und genauso den Mut hat, leidenschaftlich, zärtlich, stotternd, wütend, träumerisch, kurz: gefühlvoll zu sein. Ein Sprechen, das in all dem urmenschlich ist. Und ursprüngliches Sprechen ist immer poetisch; auch unsere Alltagssprache kann sehr wohl poetisch sein. Um den Dichter in uns zu entdecken, müssen wir nicht zu „Gedichtschreibern“ werden, nein es genügt schon, glaube ich, einige Sätzen aus dem kleinen Essay „Musik und Dichtung“ von Ingeborg Bachmann zu hören:

„Es ist an der Zeit“, schreibt sie, „ein Einsehen zu haben mit der Stimme des Menschen, dieser Stimme eines gefesselten Geschöpfes, das nicht ganz zu sagen fähig ist, was es leidet, nicht ganz zu singen, was es an Höhen und Tiefen auszumessen gibt. Da ist nur dieses Organ ohne letzte Präzision, ohne letzte Vertrauenswürdigkeit, mit seinem kleinen Volumen, der Schwelle oben und unten - weit entfernt davon, ein Gerät zu sein, ein sicheres Instrument, ein gelungener Apparat. Aber etwas Unbenommenes von Jugend ist darin oder die Scheuer des Alters, Wärme und Kälte, Süße und Härte, jeder Vorzug des Lebendigen. Und diese Auszeichnung, hoffnungsloser Annäherung an Vollkommenheit zu dienen.“

*Dies ist unsere Freiheit
die richtigen Namen nennend
furchtlos
mit der kleinen Stimme*

*einander rufend
mit der kleinen Stimme
das Verschlingende beim Namen nennend
mit nichts als unserm Atem*

*salva nos ex ore leonis
den Rachen offen halten
in dem zu wohnen
nicht unsere Wahl ist.*

Eine Lyrik, die sich - wie Hilde Domin es in einem anderen Gedicht sagt – ursprünglich und wesentlich versteht als...

*das Nichtwort
ausgespannt
zwischen
Wort und Wort.*

Hilde Domin

Lyrik ist eine Sprache, die sich dem Schweigen verdankt, und deshalb - da „danken“ und „denken“ Wörter desselben Ursprungs sind - auch immer „eingedenk“ ist, ein „Andenken“, eine „Andacht“. Paul Celan nennt das Gedicht auch eine „Flaschenpost“, aufgegeben in dem - gewiss nicht immer hoffnungsstarken Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht.

Vielleicht bekommen wir hier eine Ahnung, wie sehr ein Paul Celan gelitten haben muss, als dreißig, vierzig Jahre später in Deutschland die Sprache nicht mehr nur banal war, sondern vollends „entartet“. Ganz sicher keine Ahnung haben wir davon, welche Qual es für ihn bedeutete, „durch furchtbares Verstummen“, „durch die tausend Finsternisse todbringender Rede“ hindurchzugehen, um dennoch, trotz des Verderbens, Worte von poetischer Intensität zu formen. Ausgesetzt in der Todeslandschaft des Holocaust ringt er um Worte, die das Unbegreifliche wenn schon nicht begreifbar, so doch wenigstens ansprechbar machen. In seinem Gedichtband „Lichtzwang“ sieht er sich, wie die Menschen des späten Paläolithikums, „in die abschmelzende Eisheimat“ versetzt; gegen die tödliche Bedrohung dieser Welt lernten sich die ersten Menschen behaupten, indem sie eine Sprache und Mythen entwickelten, die sie zu ihrer eigenen Orientierung in die Felsen ihrer Höhlen ritzen; genau so sieht sich Celan selbst, wenn er Gedichte schreibt:

*Mit Mikrolithen gespickte
schenkend - verschenkte Hände.*

*Das Gespräch, das sich spinnt
von Spitze zu Spitze,
angesengt von
sprühender Brandluft.
Ein Zeichen kämmt es zusammen
zur Antwort auf eine
grübelnde Felskunst.*

Ich begann nach einer Sprache zu suchen, die meiner Hilflosigkeit nahe kam. Es sollte eine Sprache sein, die vielleicht gebrochen, stockend und karg ist, am Rande des Verstummens, der man diese Bedrohtheit auch anmerkt, der man anmerkt, dass sie aus einer erlebten, erlittenen Sprachlosigkeit geboren wurde.

Ich fand diese Sprache nicht in den Institutionen, wohl aber bei den Dichtern und in vielen ihrer Gedichte. Ich fand eine Sprache, die Zeit und Wirklichkeit gegenüber standhält und deshalb Bestand hat, eine Sprache, die nicht in die Beliebigkeit oder den Ästhetizismus flieht: eine „grauere Sprache“, wie Paul Celan das 1958 von der Lyrik seiner Generation gesagt hat, „eine Sprache, die unter anderem auch Musikalität an einem Ort angesiedelt wissen will, wo sie nichts mehr mit jenem Wohlklang gemein hat, der noch mit und neben dem Furchtbarsten mehr oder minder unbekümmert einhertönte“. Eine Sprache, die „wirklichkeitswund“ ist, die erst hindurch gehen musste durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, durch die tausend Finsternisse todbringender Rede“. „Erschwiegenes Wort“ also „Wort nach dem Bilde des Schweigens“.

*Käme,
käme ein Mensch,
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit
dem Lichtbart
der Patriarchen: er dürfte,
spräch er von dieser
Zeit, er
dürfte
nur lallen und lallen,
immer-, immer-
zuzu.*

Paul Celan

So Paul Celan in seinem Hölderlin-Gedicht „Tübingen, Jänner“.

Ein Lallen, das sich, wenn es aus dem Schweigen der Nacht zutage tritt, vielleicht zu einem Ruf formt:

SALVA NOS

*Heute rufen wir
heute nennen wir
Eine Stimme
die ein Wort sagt
das Widerfahrene*

*mit etwas Luft die in uns aufsteigt
mit nichts als unserm Atem
Vokale und Konsonanten
zu einem Worte fugend
einem Namen*

*es zähmt
das Unzählbare*

*erzwingt
einen Herzschlag lang
unser Ding zu sein.*

Redaktion, Textbearbeitung und Layout: Beatrix Classen